

KOLUMNE über das unruhige, aber bedeutsame Hin und Her im Liegestuhl

Ferien - ein Versuch

Ferien sind Freizeit: freie Zeit, arbeitsfreie Zeit. Man ist frei von Arbeit, Verpflichtungen, Terminen. Nicht zur Verfügung stehen zu müssen, nicht erreichbar zu sein und «abschalten» zu können von all dem, was einen beschäftigt, ja beschäftigen muss: Das sind Attribute, die für die meisten so etwas wie Ferien unbedingt ausmachen. Von Ferien erhofft man sich Ruhe und Abstand. Mehr noch: glücklich zu sein. Glücklich, weil die alltäglichen Lasten weitgehend entfallen und man ganz allein entscheiden kann, was man tun und was man lassen will. Nur: Können Ferien glücklich machen?

Ein erster wichtiger Glücksfaktor der Ferien ist die Selbstbestimmung. Ob Berge, Meer oder Stadt, Kultur, Sport oder Nichtstun - niemand schreibt einem vor, wohin man geht und wozu. Was davon einen glücklich macht, entscheidet man selbst. Ein zweiter wichtiger Aspekt ist die Distanz zum Alltag. Man will «runterfahren» können - wie ein Computer, der dafür allerdings im Gegensatz zu uns einfach einen Knopf hat, auf den man drücken kann. Weil wir diesen Knopf nicht haben, ist das Nichtstun besonders verlockend. Vom ihm erhoffen wir uns den grösstmöglichen Kontrast zum Arbeitsalltag, der von stetem «Tun müssen» geprägt ist, und damit den Schlüssel zur Ruhe.

Dieses Nichtstun entpuppt sich in der Regel jedoch als grosse Herausforderung. Es heisst im Minimum: sich nichts vorzunehmen, kein Programm zu definieren, keinen Plan zu haben; nicht für diesen und nicht für den nächsten Tag. Einfach abzuwarten, was kommt.

Als Erstes: das Wetter. Es kann schön sein, schlecht, oder saumässig. Bei schönem Wetter bietet sich vielleicht ein Spaziergang an, aber auch nur vielleicht, denn vielleicht wäre ein Tag im Liegestuhl oder in der Wiese noch schöner. Ist das Wetter schlecht, könnte man ein Museum besuchen; das muss aber auch nicht unbedingt sein, denn Ausruhen und Nichtstun dienen dem Abschalten noch viel besser. Man will ja zur Ruhe kommen.

Doch auch mit der Ruhe ist es meist nicht weit her. Sie stellt sich nur schwer ein und hält auch dann nur kurz an. Die Gedanken lassen sich



KATJA GENTINETTA
POLITIKPHILOSOPHIN UND BERATERIN

Die promovierte Philosophin berät Unternehmen in gesellschaftspolitischen Fragen. Sie ist Lehrbeauftragte an der Universität St. Gallen und moderierte bis Ende 2014 die «Sternstunde Philosophie» am Schweizer Fernsehen.

DIE KOLUMNISTEN
AUS POLITIK UND WIRTSCHAFT
KATJA GENTINETTA, POLITIKPHILOSOPHIN UND BERATERIN
MARKUS GISLER, WIRTSCHAFTSPUBLIZIST
GEORG KREIS, EMERITIERTER PROFESSOR FÜR GESCHICHTE
PETER V. KUNZ, PROFESSOR FÜR WIRTSCHAFTSRECHT
ESTHER GIRSBERGER, PUBLIZISTIN UND MODERATORIN
OSWALD SIGG, EHEMALIGER BUNDESRATSSPRECHER
GERHARD SCHWARZ, DIREKTOR VON AVENIR SUISSE
CHRISTIAN WANNER, EHEM. SOLOTHURNER FINANZDIREKTOR

nicht abschalten - sie lassen sich nicht bestimmen. Im Gegenteil: Sie wandern unruhig hin und her und schnappen sich hier und dort etwas auf: eine unwichtige Pendezenz, ein kleines Ärgernis, eine alte Geschichte, eine lang gehegte Idee. Sogleich ist das Gehirn wieder beschäftigt, die Gedanken kreisen nicht nur, sie rasen. Aus der Pendezenz wird eine absolute Dringlichkeit, das Ärgernis artet in einen regelrechten Wutanfall aus, und die alte Geschichte führt zu einer erbitterten Auseinandersetzung mit sich selbst. Ob man will oder nicht: Man gerät voll und ganz in den in den Sog dieser alles andere als erwünschten Unruhe.

In den Ferien zur Ruhe kommen zu wollen, entpuppt sich also meist als Illusion. Vielmehr macht sich Unruhe breit. Aber auch diese hat einen Sinn. Im Alltag plagen uns Pendezenzen, Ärgernisse und alte Geschichten genauso, nur finden wir keine Zeit, uns ihnen zu widmen. Die Ferien hingegen geben uns die Möglichkeit, sie regelrecht wachsen zu lassen - um ihnen dann auf den Grund zu gehen. Die aufsteigende und sich ausbreitende Unruhe gibt uns die Gelegenheit, sie endlich verarbeiten und ablegen zu können. Wir können erkennen, was es endgültig wegzustecken oder endlich und entschieden anzugehen gilt. Beides wirkt reinigend: klärend das eine, aktivierend das andere. Nutzen wir die Ruhe für die Klärung der Unruhe, kommen wir nach den Ferien geläutert und gestärkt - spricht: erholt nach Hause.

Der Sinn der Ferien liegt unter anderem genau hierin: in der Unruhe, die erst aus der Ruhe überhaupt aufsteigen kann, und in der Zeit, die wir haben, uns ihr mit Bedacht zu widmen. Wenn Glück am Ende nicht anderes ist als die möglichst grosse Übereinstimmung von Wunsch und Wirklichkeit, dann gibt uns die Ruhe die Möglichkeit, unnötige Differenzen auszuräumen und unserem Glück damit ein Stück näher zu kommen.

Ferien bleiben somit ein Versuch, den es sich mit nach Hause zu nehmen lohnt. Und wir wissen danach noch deutlicher, dass wir immer wieder Ferien brauchen - nicht nur wochenweise übers Jahr verteilt, sondern auch in kurzen Momenten, mitten im Alltag, um unsere Unruhe in Ruhe klären zu können.

KOMMENTAR

Respekt alleine reicht nicht

An der Limmatpromenade in Baden sammelt eine Frau aus Überzeugung den achtlos liegen gelassenen Abfall anderer Leute ein. Sie ist nicht allein: In Mellingen haben jüngst drei Freiwillige beim Tauchen einen kleinen Abfallberg aus der Reuss geborgen. Mancherorts nehmen Fischer fremden Müll mit, den sie an den Flussufern finden, oder organisieren Putzaktionen. Gleichzeitig geben Kanton und Gemeinden Millionen an Steuergeldern aus, weil sie auf Rasenplätzen, an Strassenrändern, im Wald oder auf öffentlichen Plätzen den liegen gelassenen Müll wegräumen müssen.



von Sabina Galbiati

Private sammeln freiwillig den achtlos liegen gelassenen Abfall anderer Leute ein.

Statt sich ein Beispiel zu nehmen an der Frau, welche die Limmatpromenade in mühseliger Sisyphusarbeit säubert, erntet die Frau verständnislose Blicke oder wird gar angesprochen: Das räumen doch die Angestellten der Stadt weg; das bringe doch nichts.

Ob diese Menschen je verstehen werden, dass ihre Steuergelder für Sinnvolleres eingesetzt werden könnten, muss man wohl anzweifeln. So oder so: Diese Frau und mit ihr die Taucher aus Mellingen und die Fischer an den Flussufern verdienen nicht nur unseren Respekt. Solche Menschen verdienen unsere Unterstützung.

Doch: Sollte es nicht selbstverständlich sein, dass man seinen Güsel selber bis zum nächsten Abfalleimer mitnimmt? Sind wir gegenüber unserer Umwelt so gleichgültig geworden? Sollte dem so sein, so haben wir die Wahl: Entweder wir greifen bei den Bussen konsequenter durch oder wir zeigen Zivilcourage und machen es wie jene Frau von der Limmatpromenade.

@ sabina.galbiati@azmedien.ch

Vorzeigedemokratie ohne Fans

Wenn sich eine Mehrheit der Bevölkerung um politische Weichenstellungen foutiert, ist das ein bedenkliches Zeichen

Wie hat man ihn doch gefeiert, diesen Frühling, den bürgerlichen Schulterchluss im Kanton Basel-Land. Herbeigeführt wurde er an der Urne von gerade einmal 33,8 Prozent der Bevölkerung. 66,2 Prozent waren sowohl die Bürgerlichen als auch deren Schulterchluss komplett egal. Ähnlich sieht es in den meisten anderen Kantonen aus. In Zürich bequemten sich noch 31,3 Prozent an der Urne. In Luzern 38 Prozent.

Den kantonalen Minusrekord stellte der Kanton Bern auf, wo 2002 nicht einmal mehr 30 Prozent der Auffassung waren, die Entscheidungen im Grossen Rat gingen sie etwas an.

Ist das alles schlimm? Nein, das nicht. Verharmlosen aber sollten wir das verbreitete Desinteresse trotzdem nicht. Natürlich wollen wir keine nordkoreanischen Verhältnisse, wo 99 Prozent wählen gehen und zu allem Überfluss alle dieselbe Partei unterstützen. Doch die Massenenthaltung, mit der wir in unserer so überhöhten wie überschätzten direkten Demokratie konfrontiert sind, sollte uns nachdenklich stimmen. Die Leute schwänzen nämlich - entgegen schönfärbischen politologischen Studien - nicht, weil sie so glücklich und zufrieden wären. Im Gegenteil.

Die Gründe sind eher defätistischer bis negativistischer Natur. Viele glauben, ihre Stimme zähle nicht. Sie sind überzeugt, die Politiker machten so oder so, was sie wollen. Wahrlich kein Gütesiegel für eine Demokratie. Andere enthalten sich, weil sie ungebildet sind. Sie verstehen nicht, worüber abgestimmt wird oder was die SP von der SVP unterscheidet. Schuld daran sind Lücken im Bildungssystem.

Wie Ameisen einen Haufen bauen, wissen schon die Primarschüler. Doch selbst Gymnasiasten können oft kaum den National- vom Ständerat unterscheiden. Dann gibt es die Faulen, die es versäumen, rechtzeitig die Unterlagen auszufüllen. Und es gibt die Wohlstandsverwahrlosten, die lieber nach New York shoppen gehen. Und schliesslich gibt es wohl auch ein paar Zufriedene, die lauthals das Demokratiedefizit der EU kritisieren, sich aber selber kaum je in ein Abstimmungslokal verirren.

Genug der Polemik. Es mag auch berechtigte Gründe geben, nicht abstimmen oder wählen zu gehen. Grundsätzlich aber liegt falsch, wer glaubt, eine Demokratie sei nicht darauf angewiesen, dass es Bürger gibt, die sie leben.



PRO

Stefan Schmid
Ressortleiter Inland

DIE DEBATTE

Ist eine tiefe Stimmbeteiligung schlecht für die Demokratie?

Im Herbst wählt die Schweiz ein neues Parlament. Der Wahlausgang ist offen, absehbar hingegen ist bereits heute: Rund die Hälfte der Bevölkerung wird sich nicht am Urnengang beteiligen. Auch wenn die Wahlbeteiligung in den vergangenen Jahren leicht angestiegen ist: Ausgerechnet in der Schweiz, wo die direkte Demokratie richtiggehend zelebriert wird, bleibt regelmässig ein beträchtlicher Bevölkerungsteil zu Hause. Ist das nun ein gutes oder ein schlechtes Zeichen für den Zustand unserer Demokratie?

Was ist Ihre Meinung?
Diskutieren Sie online mit.
Pro und Kontra



Der Wunsch nach mehr Engagement ist tückisch

Eine geringe Wahlbeteiligung nimmt den Entscheidungen nichts von ihrer Legitimität. Will man mehr erzwingen, wird es problematisch.

In vielen westlichen Demokratien sinkt die Wahlbeteiligung kontinuierlich, in der Schweiz verharrt sie unter 50 Prozent. Schlimm wäre, wenn es nicht so wäre. Während ein hoher Politisierungsgrad eine Revolution ankündigt, ist das Gegenteil ein Zeichen von Normalität. In ruhigen Zeiten, in denen wir gern ein wenig meckern, aber doch ganz zufrieden sind mit uns und der Welt, spielt es eine nicht ganz so grosse Rolle, welcher Anteil der Bevölkerung zur Wahl geht. Da das Wählen jedem freisteht, wird das Ergebnis auch von allen getragen. Wichtig ist die Möglichkeit, selbst eingreifen zu können.

Dass in vielen politischen Fragen eine Minderheit abstimmt, nimmt den Entscheidungen nichts von ihrer Legitimität. Das Gegenteil ist der Fall. Und zwar aus zwei Gründen.

1. Wollen wir unsere wenig politisierte Gesellschaft flächendeckend an die Wahlurne bringen, geht das nur mit einer verzerrten Darstellung von Politik. Es muss personalisiert, übertrieben, dramatisiert werden. Unwichtige Abstimmungen werden schnell zur landesweiten Schicksalsfrage stilisiert. Die Folge ist, dass die wirklich wichtigen Fragen im lauten Getöse untergehen.

So geschehen bei der Masseneinwanderungsinitiative, die in ihrer Tragweite völlig verkannt wurde. 2. Diskutiert wird immer wieder die Frage, wie der Zugang zu Wahlen vereinfacht werden kann. Dass jetzt Rufe nach Abstimmungen via Smartphone und Wahlkabinen in Shoppingcentern laut werden, weil man viele Leute anders nicht zum Mitmachen bewegen kann, sollte alarmieren. Wollen wir tatsächlich die politische Teilhabe derart banalisieren, dass sie zur Frage des einfachsten Zugangs verkommt? Wenn ich nur deshalb abstimme, weil beim Einkaufen aus Versehen eine Wahlurne im Weg steht, bringt meine Stimme kaum ein Mehr an Legitimation.

Wünschenswert wäre sicher ein grösseres Interesse an Politik. Die Wahlbeteiligung allein hat jedoch wenig Aussagekraft. Zu denken geben sollte überdies, dass in der Schweiz acht Millionen Menschen leben, die alle von politischen Entscheidungen betroffen sind. Wählen dürfen aber nur fünf Millionen. Von einer unmittelbaren gesamtgesellschaftlichen Legitimation wäre man also selbst dann weit entfernt, wenn die Wahlbeteiligung bei nordkoreanischen 99 Prozent läge.



KONTRA

Fabian Hock
Wirtschaftsredaktor